

„Ein Plädoyer für unsere Verletzbarkeit“

Mit einfühlsamen Liedern und einer markanten Stimme holt die preisgekrönte Liedermacherin Annett Kuhr den Tod mitten ins Leben. Traurig, poetisch, sachlich, naiv-drollig und bisweilen urkomisch ist ihr Programm „Wenn ich einmal tot bin, mach ich was ich will“. Wir sprachen mit der Künstlerin über ihre Lieder, ihre außergewöhnlichen Auftritte und ihre persönliche Beziehung zu Friedhöfen.

Frau Kuhr, im Jahr 2004 feierte ihr Schauspielprogramm „Sterbenswörtchen“ Premiere, 2006 folgte die CD „Wenn ich mal tot bin, mach ich was ich will“. Was hat Sie dazu bewegt, sich mit Stücken über den Tod und das Abschiednehmen auseinanderzusetzen?

Eine Freundin leitete ein Pflegeheim und wollte sich bei den ehrenamtlichen Sitzwachen mit einer kleinen Feier bedanken. Ich bot ihr an, den Abend musikalisch zu gestalten. Dieses kleine Konzert löste große Begeisterung aus und war die Geburtsstunde des Musik- und Schauspielprogramms „Sterbenswörtchen“, mit dem die Schauspielerin Anne Mokinski und ich damals tourten. Auf der CD „Wenn ich mal tot bin,...“ sind die Lieder aus diesem Programm.

Wenn Sie mit diesen Liedern auf Tour sind – was möchten Sie den Menschen auf ihren Weg mitgeben?

„Wenn ich mal tot bin...“ ist vor allem ein Plädoyer für unsere Verletzbarkeit, die es zu verteidigen gilt, weil wir sonst unsere Lebendigkeit verlieren. Oft wird so getan, als wäre das Leben ein faden-gerader Marsch durch vorberechnete Planquadrate. Pech wird folglich als Versagen empfunden. Diese Lieder können unterschiedliches anstoßen. Mir machen sie bewusst, dass Leben Zeit ist und es folglich absurd ist, durchs Leben zu hetzen, um Zeit zu sparen. Es geht ums Sein, nicht ums Haben.

Wie unterscheiden sich die einzelnen Auftritte wie beispielsweise das



Foto: Danny Merz

jüngste Konzert in der Trauerhalle auf dem Mannheimer Hauptfriedhof von denjenigen, die auf einer Theaterbühne stattfinden?

„Wenn ich mal tot bin...“ passt perfekt auf den Friedhof. Oft werde ich auch von Hospizen eingeladen. Die Kleinkunstbühnen- und Theaterveranstalter bu-

chen meist meine anderen Programme. Da geht es um Begebenheiten und Beobachtungen aus dem Leben - poetisch, melancholisch und humorvoll. Aber wenigstens einmal findet der Tod auch dort Erwähnung, denn alles wird intensiver, wenn er dabei sein darf.

„Wenn ich mal tot bin, mach ich was ich will“ – ein Lied aus den 1920er Jahren von Friedrich Hollaender, in dem sich ein armes Mädchen den Tod als besonderes Erlebnis vorstellt? Glauben Sie, dass die Menschen früher anders mit dem Tod umgegangen sind als heute?

In Zeiten, wo Hungersnöte, Kriege, oder Seuchen herrschten, war ein früher Tod wahrscheinlicher als ein langes Leben. Das ist in weiten Teilen der Welt für viele Menschen ja noch immer der Fall. Die Selbstverständlichkeit, mit der wir hier Glück, Gesundheit und ein Immer-älter-werden ohne zu altern beanspruchen, ist ein Phänomen unseres Wohlstandes.

Im vergangenen Jahr sind Sie in Ettlingen zum ersten Mal auf einem Friedhof aufgetreten. Abgesehen von diesem Auftritt – welche persönlichen Beziehungen haben Sie zu Friedhöfen?

Ich mag Friedhöfe, die Parks gleichen, mit alten Bäumen darin. Vor allem gefallen mir jüdische Friedhöfe sehr gut, weil dort der Verfall nicht kaschiert wird. Ein Friedhof kann ein Ort der Begegnung sein - mit dem Leben und mit sich selbst.

Herzlichen Dank für das Gespräch.